

(Nachdruck verboten.)

2]

Arbeit

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Lucas sah einen alten Herrn mit markanten regelmässigen Zügen und langem, weißem Haar, der von einem Diener in einem Kollwagen gefahren wurde. Und er erkannte Jérôme Durignon, Monsieur Jérôme, wie die ganze Gegend ihn nannte, den Sohn Blaise Durignons, des ehemaligen Streckwalzenarbeiters und Begründers der Werke. Sehr alt, paralytisch geworden, ließ er sich so zu allen Zeiten durch die Straßen fahren, ohne ein Wort zu sprechen. Als er jetzt auf dem Heimweg zu seiner Enkelin, die die Guedache, einen nahegelegenen Landsitz, bewohnte, an den Werken vorüberkam, gab er seinem Diener ein leichtes Zeichen, langsamer zu gehen; und mit seinen noch immer klaren, scharfen und tiefen Augen sah er lange auf das in Tätigkeit befindliche Ungeheuer, auf die Tagelöhner, die fortgingen, auf die der Nachtschicht, die herankamen, während die Wolken über den bleiernem Himmel jagten und die Abenddämmerung in ein düsteres Schwarzgrau überging. Dann blieb sein Blick auf dem Hause des Direktors haften, einem quadratischen, mitten in einem Garten stehenden Bau, den er selbst vor vierzig Jahren hatte aufführen lassen, und wo er als König geherrscht und Millionen gewonnen hatte.

„Monsieur Jérôme dürfte wohl nicht in Verlegenheit sein, wo er heute seinen Wein hernimmt,“ sagte Bourron lachend und mit leiser Stimme.

Ragu zuckte die Achseln.

„Ihr wißt, daß mein Urgroßvater der Kamerad des Vaters von Monsieur Jérôme war. Sie waren Arbeiter, einer wie der andre, sie arbeiteten an der Streckwalze, einer wie der andre, und der Reichtum hätte gerade so gut auf einen Ragu wie auf einen Durignon fallen können. Es ist nur Glücksfrage, wenn es nicht Diebstahl ist.“

„Sei doch still!“ flüsterte Bourron. „Du wirst Dir Unannehmlichkeiten zuziehen.“

Die Kühnheit Ragus verslog sofort, und als Monsieur Jérôme, an der Gruppe vorbeikomend, sie mit seinen großen, hellen, starren Augen ansah, zog er aufs neue den Hut mit der furchtsamen Ehrerbietung des Arbeiters, der wohl über den Herrn loszieht, dem aber die Sklaverei langer Generationen im Blute steckt, und der vor dem irdischen Gotte zittert, von dem seine ganze Existenz abhängt. Der Bediente schob den Kollwagen langsam vor sich her, und Monsieur Jérôme verschwand auf der schwarzen Straße, die nach Beauclair hinabführt.

„Bah,“ sagte Fauchard philosophisch, „er ist nicht so glücklich in seinem Kollfessel; und wenn er noch Verstand hat, so muß er keine große Freude gehabt haben an all dem, was sich da zugetragen hat. Es hat jeder das Seine. — O, Himmel Donnerwetter! Wenn mir Natalie mir meinen Wein bringt!“

Und er wandte sich den Werken zu, mit ihm der junge Fortuné, der stumpfen Blickes und wortlos zugehört hatte. Ihre gebeugten Gestalten verloren sich in dem zunehmenden Dunkel, das die Massen der Gebände einzuhüllen begann; während Ragu und Bourron, beide Verführer und Verführte in einer Person, ihren Weg nach irgend einer Schenke des Ortes fortsetzten. Man konnte sich heute wohl einmal ein Glas Wein und etwas Lustigkeit gönnen, nachdem man so viel Elend erduldet hatte.

Dann sah Lucas, den mitleidiges Interesse hier am Geländer der Brücke festhielt, wie Josine mit kleinen, wankenden Schritten vorwärts ging und sich Ragu in den Weg stellte. Einen Augenblick hatte sie wohl gehofft, daß er die Brücke überschreiten und nach Hause gehen werde; denn über die Brücke führte der nächste Weg nach dem alten Beauclair, einem Haufen schmutziger Hütten, in welchen die meisten Arbeiter der Hölle wohnten. Aber als sie sah, daß er sich dem neuen Viertel zuwendete, da stand ihr mit einemmal alles vor Augen, was das bedeutete: die Schenke, der verdrunkene Lohn, und wieder eine Nacht, die sie halbverhungert, mit dem Kleinen im kalten Wind der

Straße wartend, würde verbringen müssen. Und das Uebermaß des Leidens und des Zorns gab ihr solchen Mut, daß sie, die armselige und schwächliche Gestalt, sich gerade vor den Mann hinstellte.

„Auguste,“ sagte sie, „sei menschlich, Du kannst mich doch nicht draußen lassen.“

Er wollte, ohne zu antworten, weiter gehen.

„Wenn Du noch nicht nach Hause gehst, gib mir wenigstens den Schlüssel. Seit heute früh sind wir auf der Straße und haben nicht einmal einen Bissen Brot gegessen.“

Run brach er los.

„Wirfst Du mich endlich in Ruhe lassen. Was läufst Du mir nach und hängst Dich an mich?“

„Warum hast Du heute früh den Schlüssel mitgenommen? Ich verlange ja nur den Schlüssel, Du kannst nach Hause kommen, wann Du willst. Die Nacht ist da, und Du kannst doch nicht wollen, daß wir auf der Straße schlafen.“

„Den Schlüssel? Den Schlüssel? Ich hab' ihn nicht, und wenn ich ihn hätte, so würde ich ihn Dir nicht geben. Ich habe genug von Dir, verstehst Du, ich will nichts mehr von Dir wissen! Es ist mehr als genug, wenn wir zwei Monate lang nichts zu fressen gehabt haben, jetzt thu meinetwegen, was Du willst!“

Er schrie ihr das wild und brutal ins Gesicht; und sie, das arme, gebrechliche Geschöpf, das unter der ihr angethanen Schmach zitterte, hielt gleichwohl stand, mit Sanftmut, mit der verzweifeltsten Beharrlichkeit der Unglücklichen, die die Erde sich vor ihnen aufthun sehen.

„O, wie hartherzig Du bist! Wenn Du heute nacht nach Hause kommst, können wir ja weiter sprechen. Morgen will ich gehen. Aber heute, heute, gib mir den Schlüssel!“

Da wurde der Mann von blinder Wut erfaßt und stieß sie roh zur Seite.

„Himmel und Hölle! Ist denn die Straße nicht für alle Leute da? Vertrieh Dich, wo Du Lust hast. Mich gehst Du nichts mehr an, sag' ich Dir!“

Und als der kleine Kanak, wie er seine große Schwester in Schluchzen ausbrechen sah, in seiner resoluten Art vortrat, den Blondkopf mit den wirren Haaren gegen den bösen Mann erhoben, schrie Ragu:

„Der Balg auch noch, die ganze Familie hängt sich an mich! Wart, Nichtsnutz, ich werde Dir gleich einen Fußtritt verfehlen!“

Josine zog den Kleinen rasch an sich. Und die beiden blieben im Not der Straße stehen, zitternd vor Kälte und Elend, während die beiden Arbeiter ihren Weg fortsetzten und bald in der Dunkelheit gegen Beauclair hin verschwanden, dessen Dichter sich allmählich entzündeten. Bourron, im Grunde ein guter Mensch, hatte eine Bewegung gemacht, als wollte er sich einmengen. Aber aus falschem Schamgefühl gegenüber dem hübschen, mädchenverführenden Kameraden, unter dessen Einfluß er stand, hatte er es bleiben lassen. Josine war stehen geblieben, offenbar unschlüssig, ob sie den nutzlosen Versuch machen sollte, ihnen zu folgen. Dann, als die beiden verschwunden waren, raffte sie sich auf und ging mit der Beharrlichkeit der Verzweiflung langsam hinter ihnen drein, den kleinen Bruder an der Hand führend, vorsichtig an den Mauern hinschleichend, als ob sie fürchtete, daß die Männer sie sehen und umkehren könnten, um sie mit Schlägen abzuhalten, sich an ihre Schritte zu heften.

Lucas hätte in seiner Empörung sich beinahe auf Ragu geworfen und ihn gezüchtigt. Ach, dieses Arbeiterelend! Die erbarmungslose, erdrückend schwere Arbeit verwandelt die Menschen zu Bestien, die sich das armselige, hart erworbene Brot gegenseitig entreißen. Während der zwei Monate des Streiks hatten sich die Leute in täglichen, wütenden Zänkereien gierig um jeden Bissen Brot gebalgt; und nun am ersten Lohnstag eilte der Mann hastig zur Schenke, um sich die lang entbehrite Betäubung des Alkohols zu schaffen, unbekümmert um die Gefährtin seiner Leiden, die Frau oder Geliebte. Und Lucas durchlebte im Geiste wieder die vier Jahre, die er in einer Vorstadt von Paris in einer der dumpfen, ungesunden Kasernen verbracht hatte, wo das Elend des Arbeiters in allen Stadien jammert und sich schlägt. Wie viel Dramen hatte er gesehen, wie viel Schmerzen hatte er vergeblich zu lindern versucht! Das furchtbare Problem der Qualen und

Demütigungen des Lohnflaventums hatte sich in seiner ganzen Größe vor ihm aufgerichtet; er hatte die grauenhafte Ungerechtigkeit der sozialen Einrichtungen dicht vor Augen gehabt, hatte mit dem Finger an das entsetzliche Krebsgeschwür gerührt, das am Leibe der menschlichen Gesellschaft frist; er hatte viele Stunden, von edlem Fieber durchglüht, damit verbracht, über ein Heilmittel nachzudenken, und war überall gegen die eiserne Mauer der bestehenden Wirklichkeiten gestoßen. Und heute nun, da er infolge eines unvorhergesehenen Vorfalles plötzlich nach Beauclair gekommen war, bot sich ihm gleich am ersten Abend diese grausame Scene, der Anblick dieses bleichen, unglücklichen Geschöpfes, das, auf die Strafe gestoßen, Hungers sterben mußte durch die Schuld des gefräßigen Ungeheuers, dessen Feuer er im Innern seines Leibes brausen hörte, während er den schwarzen Rauch in dicken Wolken gegen den schicksalsdüsternen Himmel stieß.

Ein kurzer Regenguß fiel herab, von dem klagenden Winde in schiefen Linien hingeweift. Lucas war auf der Brücke stehen geblieben und trachtete in der von den schwarzen Wolken verbüsteren Dämmerung sich in der Gegend zurechtzufinden. Zu seiner Rechten erstreckten sich längs der Straße nach Brias hin die Gebäude der Hölle; unter seinen Füßen floß die Mionne, während sich zu seiner Linken der Eisenbahndamm der Linie von Brias nach Magnolles hinzog. Dies alles erfüllte die ganze Breite der Schlucht zwischen den letzten Ausläufern der Monts Bleues, die hier auseinander traten, um sich gegen die gewaltige Ebene der Roumagne zu öffnen. Und hier, auf dieser Art von Aestuarium, wo die Schlucht sich in die Ebene ergoß, drängten sich die Häuser des alten Beauclair, ein arbeitsiger Haufen von Arbeiterhütten, an welche sich gegen das Flachland hin eine kleine, neue Stadt anschloß; in dieser befanden sich die Unterpräfektur, das Stadthaus, das Bezirksgericht und das Gefängnis, während die Kirche, deren alte Mauern zu zerbröckeln drohten, mitten zwischen der neuen Stadt und dem alten Flecken stand. Der Distrikthauptort zählte etwa sechstausend Seelen, von denen nahe an fünftausend arme, stumpfe Seelen in elenden, von der ungerechten Arbeit gebrochenen und gekrümmten Körpern waren. Lucas fand sich vollends zurecht, als er jenseits der Hölle in halber Höhe eines Abhangs des Monts Bleues den Hochofen der Crecherie herübertagen sah, dessen schwere Umrisse noch undeutlich sichtbar waren. Die Arbeit, die Arbeit! Wer wird sie endlich erhöhen, wer sie umgestalten nach dem natürlichen Gesetze der Wahrheit und Gerechtigkeit, damit sie als die erhabene und ausgleichende Allmacht hinieden walte, damit eine gerechte Verteilung der Güter dieser Erde eintrete und jedem Menschen endlich sein Anteil am Glück zugemessen werde!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

23)

Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

Mit dem Aufpaffer war schwerlich Herr Lofe gemeint, sondern offenbar der Vetter, der Assessor, der Mascha nicht von der Seite ging oder sich an Bohrmann anschloß, als ob er ihn lieb gehabt hätte. Was hatte der sich aber um Mascha zu kümmern?

Endlich kam es zur Aussprache. Während alle Mitglieder des Kreises nach dem gewohnten fürstlichen Mittagessen, das sie Frühstück oder Dejeuner nannten, sich zu einem kleinen Schläschen zurückgezogen hatten, und Bohrmann in einem Strandzelt bei einer Flasche Selterwasser, das er bereits ganz gut auf Französisch bestellen konnte, über das Büßergewand der Königin von Saba nachdachte, gesellte sich Maschas Vetter wieder zu ihm, ließ einen giftig-grünen Biqueur kommen und begann freundschaftlich zu plaudern.

Heute abend treffe der Rechtsanwält aus Berlin ein, und morgen werde die neue Direktion des Kronprinzen-Theaters entweder zu stande kommen oder an die Luft gesekt werden.

Bohrmann fragte bescheiden, was man den beiden Direktoren eigentlich vorwerfe; seit gestern merke er etwas; Lopinsky lasse sich nicht sehen, Schmidt-Lesébvre stoße Drohungen aus, und Herr Neumann habe über beide Herren starke . . . eigentlich ehrenrührige Worte gebraucht.

„Mein verehrter Herr Bohrmann,“ sagte der Assessor und mischte seinen Biqueur solange mit Wasser, bis die Farbe matter aber noch giftiger wurde. „Das wissen Sie nicht?

Das weiß doch sogar die Kiez. Schmidt-Lesébvre ist einfach unmöglich wie immer, aber er ist unschuldig und leidet unschuldig. Stanislaus jedoch ist ein ganz gerissener Gallunke. Er hat so lange geschoben und geschoben, bis man ihm ein großes Stück Geld, ich glaube an die 30 000 Mark, in die Hand geben mußte. Nur für eine Viertelstunde, um Deforationen und Kostüme und was weiß ich, auszulösen, die der vorige Direktor heimlich und unberechtigterweise verpfändet hatte. Diese 30 000 Mark sind verschwunden. Stanislaus hat seine Schulden damit bezahlt. Alle Achtung übrigens, ganz ohne Talent kriegt man nicht soviel geborgt.“

„Schrecklich,“ murmelte Bohrmann.

„Ich kann Ihrem Urteil nicht völlig beistimmen, verehrter Herr Bohrmann. Es ist nur unbequem, daß diese Kleinigkeit jetzt an dem Gelde fehlt, das Petters aus Bremen bereits gespuckt hat, wie mein Vetter Neumann so schön sagt, und daß irgend jemand das Loch stopfen muß. Sie bearbeiten schon wieder die dicke Kiez. Aber ich wette darauf, Petters wird noch einmal herausrücken müssen. Die Szetal glaubt nun einmal an Lopinsky. Bunte Reihe!“

„Es ist schrecklich,“ sagte Bohrmann. „Schon wieder dieses Wort. So hat die gnädige Frau Lofe wirklich recht, wenn sie ihr entsetzliches Bild von der bunten Reihe häufig gebraucht.“

Der Assessor trant ruhig von seinem gelbgrünen Biqueur. Er blickte den Lehrer dabei mit seinen klugen Augen scharf und drohend an. Nach einer langen Pause sagte er endlich:

„Sie sind also eingeweiht, mein bester Herr Bohrmann? Wenn ich gewußt hätte, daß Sie die Unschuld vom Lande nur spielen, daß Sie gar nicht der weltfremde Schulmeister sind, für den man Sie ausgiebt, so hätten wir uns früher und rascher verständigen können. Mit dem Wort von der bunten Reihe haben Sie sich verraten. Ich will jetzt deutsch mit Ihnen sprechen.“

Bohrmann erröte. Er hatte auf den Lippen, daß er das Wort von der bunten Reihe nur so nachgesprochen habe, daß er wirklich ein weltfremder Schulmeister sei. Aber der leise drohende Ton, eine gewisse Schneidigkeit im Ausdruck des Assessors reizte ihn und er schwieg.

Der Assessor fuhr fort, er kenne Maschas Philosophie von der bunten Reihe sehr genau, er habe den guten Major selbst, Maschas Entdecker, recht gut gekannt. Es gehe in den besseren Kreisen wirklich ungefähr so zu, und nicht nur hinter den Coulissen der Theater und der Malerateliers. Auch ein armer Teufel von Assessor habe an jeder Hand eine Freundin nötig und habe oft an zwei Händen lange nicht genug. Er habe auch gar nichts dagegen, daß der vortreffliche Herr Bohrmann die Schulmeisterei satt habe und sich in den Ring einführen lasse. Er habe bis auf einen Punkt, bis auf Mascha, gar nichts dagegen, daß der vortreffliche Herr Bohrmann alle seine Register ziehe, um sich mit Hilfe der Weiber so lange über Wasser zu halten, bis sein Stück einen Erfolg hätte.

Register? Jog er denn Register? Wie beim Orgelspielen?

Bohrmann fühlte sich verpflichtet, den Verdacht zu entkräften, besonders daß er die Schulmeisterei satt habe. Auch fand er in den Ausdrücken des Assessors, trotzdem Mascha ihm eigentlich schon ähnliche Dinge gesagt hatte, eine beleidigende Absicht. Aber er hielt an sich. Der Assessor wollte ihm offenbar auch noch seine Meinung über den einen Punkt sagen, über Mascha. Das mußte er noch hören. Schlau sein! So schwieg er in wachsender Verlegenheit, und sein Erröten machte den Assessor noch sicherer.

„Mein bester Herr Bohrmann,“ sagte er, „was Mascha von der bunten Reihe zu sagen pflegt, das ist nicht ganz richtig oder vielmehr nicht ganz vollständig. Unserer, ich meine Sie und ich, braucht mehr als zwei Hände, mehr als zwei Nachbarinnen. Wer vorwärts kommen will, muß von allen Seiten unterstützt werden. Und da bleiben Carambolagen nicht aus. Ja, selbst wenn nur die eine Mascha zwischen Ihnen und mir säße, so könnte es sich eignen, daß es mir einmal nicht paßte, alles mit Ihnen zu teilen. Sie versteh'n mich doch? Sie sind jetzt von Mascha in den Ring eingeführt. Gut. Ich gönne Ihnen die Szetal und die Kiez dazu. Wenn Sie mir aber bei Mascha mal ernstlich ins Gehege kommen . . .“

„Herr Assessor,“ stammelte Bohrmann in verlegenem Zorn.

„Sie verstehen mich doch, bester Herr Bohrmann? Haben Sie doch Geduld! Es wird auch für Sie die Zeit kommen,

vielleicht bald. Hier und jetzt paßt es mir noch nicht, und ich wünsche, daß Sie Ihre Absichten auf Mascha vertagen, sonst . . .“

„Sonst?“ wiederholte Bohrmann und stand langsam auf. Jeder Blutstropfen war aus seinem Gesicht gewichen.

„Sonst, mein bester Herr Bohrmann, könnte sich daraus ein Mißverständnis ergeben, das nur mit den Waffen anständiger Leute auszufechten wäre. Sie versteinern mich doch?“

Bohrmann verstand ganz gut. Dieser Assessor hatte eben schamlose Gedanken über Mascha ausgesprochen und hatte ihn, den unscheinbaren Schullehrer, mit einem Duell bedroht. Nur flüchtig dachte Bohrmann an die gute Silde und an den armen Siegfried. Der schneidige Assessor verstand sich gewiß gut auf Pistolen und Degen. Einerlei. Bohrmann dachte in diesem Augenblick nicht mehr an seine dichterische Zukunft. Nur an Mascha dachte er und an seine Standesehre; der Schulmeister sollte nicht vor dem Assessor zurückweichen. Und so sagte er mit bleichem Gesichte, aber mit fester Stimme:

„Ihre Auspielungen habe ich nicht alle verstanden, Herr Assessor; daß Sie mich aber beleidigen wollen und daß Sie mir gedroht haben, das habe ich wohl verstanden. Ich bin unerfahren in solchen Dingen, Herr Assessor, aber ich bin nicht feige. Ich bitte Sie, mir die Form anzugeben, in welcher ich Ihnen zu antworten habe, damit Sie sich mit mir schlagen. Und wenn Sie mir selbst nicht helfen wollen, so werde ich fragen oder es in einem Buche nachlesen und Sie zum Zweikampfe herausfordern. Ich weiß, es giebt solche Bücher.“

Eine lange Pause entstand. Dann sprang der Assessor lachend auf. Der schneidige Spott war von seinen Lippen verschwunden, und gemüthlich sagte er, Bohrmann habe ihn ganz mißverstanden, und er bitte um Entschuldigung, wenn sein Ton nicht ganz der richtige gewesen wäre. Es sei doch klar, daß sie beide der schönen Mascha ein bißchen den Hof machten. Bohrmann solle sich auf des Assessors Eifersucht lieber ein bißchen einbilden. Und aus so einem kleinen Auftritt entstehe zwischen Gentlemen gewöhnlich eine gewisse Herzlichkeit.

Bohrmann war gerührt. Er wußte selbst nicht, ob sein eigener tapferer Entschluß, sich zu schlagen, oder ob die Güte des Assessors ihn so weich stimmte. Jedenfalls schlug er ehrlich in die dargebotene Hand und nahm sogar ein Glas von dem giftiggrünen Biqueur an, der Absinth hieß. Er hätte sich nun gerne ganz rüchhaltlos über Mascha ausgesprochen und den Assessor dies und jenes gefragt. Der aber erkundigte sich immer wieder nach Bohrmanns dichterischen Plänen, vor allem nach dem „Hohen Liede“. Nur einmal sprach er noch von Mascha. Er gab zu, daß er eifersüchtig sei und deshalb das Alleinsein zwischen Mascha und seinem lieben Bohrmann zu verhindern suche.

„Der ewige Krieg zwischen uns Männern, lieber Bohrmann,“ rief er. „Aber darum keine Feindschaft!“

XXII.

Am Abend dieses Tags befand sich Bohrmanns, d. h. Maschas Gesellschaft in einer gewissen Aufregung. Während des frendländischen Diner-Abendbrots war ein Telegramm des Rechtsanwalts eingetroffen, das seine Ankunft anzeigte. Das Blatt ging von Hand zu Hand. Alle blickten nach den beiden leeren Stühlen zur Rechten der Szekal, wo sonst die beiden Direktoren gesessen hatten. Herr Petters machte eine strenge Miene, und die Kiez sagte, man solle sie in Ruhe lassen.

Nach dem Essen schwärmten alle an den Strand hinaus, und Bohrmann konnte beobachten, wie Frau Kiez und Herr Petters unaufhörlich umworben wurden, und wie Neumann bald zu der einen, bald zu der anderen Gruppe trat.

Auf der Digue strahlte das helle Licht, am Strande unten aber war es schon dunkel, als Mascha hinabging und sich dort in einen leeren Strandkorb setzte. Bohrmann durfte sich zu ihren Füßen in den weichen Sand legen; der Assessor aber stand wie eine Schildwache neben ihr. Sie hatte wie zufällig ihr linkes Füßchen auf Bohrmanns Knie gesetzt.

Der Assessor spottete über die Bemühungen Neumanns. „Sieh nur, Mascha, wie sie die dicke Kiez und den durchwachlenen Petters bearbeiten . . . wahrhaftig, wie zwei Stücke Rindfleisch.“

Nach einer längeren Pause fragte Mascha plötzlich, ob Bohrmann mit seiner Stube zufrieden sei? Welche Nummer sein Zimmer habe? Der Assessor antwortete statt seiner:

„Es ist gar kein Zimmer und hat darum keine Nummer. Wenn Du es besichtigen willst, Mascha, so kommst Du es zu jeder Zeit in meiner Begleitung thun. Allein betriffst Du dieses Haus natürlich nicht, das willst Du auch gar nicht. . . Mascha wollte Sie durchaus in unfrem Hotel unterbringen, lieber Bohrmann. Am Ende hätte ich Ihnen sogar mein Zimmer einräumen sollen. Aber ich wollte nicht. Ich finde es hochpoetisch, mit Mascha einen gemeinsamen Balkon nach dem Meer hinaus zu haben.“

„Das teure Hotel,“ sagte Bohrmann, wäre für mich auch . . .“

„Na, da siehst Du, Mascha.“

„Du bist entsetzlich,“ rief Mascha. „Wir müssen etwas thun, lieber Hans, um die Aussicht dieses entsetzlichen Betters zu täuschen. Er wacht über meinen Ruf . . .“

„Geniert Euch nicht, Kinder,“ rief der Assessor. „Reden dürft Ihr alles.“

„Garstiger Mensch,“ sagte Mascha. „Aber gut! Wenn er es nicht anders haben will, wollen wir in seiner Gegenwart flirten . . . Sind Sie mir treu, mein lieber Hans Bohrmann? Lassen Sie sich auch hier nicht verlocken?“

„Hier?“ antwortete Bohrmann. „Von wem denn?“

„Von den schönen Pariserinnen.“

„Die kenne ich ja gar nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Biberpelz.

(Freie Volksbühne.)

Wenn man die menschliche Anspruchslosigkeit bewundern will, braucht man nur eine der landläufigen „Lustspiele“ zu besuchen. Es ist erstaunlich, wie wenig Typen die „Poeten“ brauchen, um das Publikum zu belustigen. Dieselben Figuren stellen sich wieder und immer wieder vor und das Publikum freut sich jedesmal, als sähe es sie zum erstemal. Ein Dadtsch, der allerlei „schredliche“ Dinge sagt und dabei zum Sterben verliert ist; eine verschrobene Mama, die „bornehm“ ist und hoch hinaus will; ein gemüthlicher Papa, der praktischen Verstand hat und schließlich Recht bekommt; ein schüchtern Liebhaber; ein flotter Liebhaber; ein schlechter Kerl, der zum Schluß hinausgeworfen wird — das sind die Elemente, aus denen Dugende und Ueberdugende von sogenannten „Lustspielen“ zusammengesetzt sind. Die Komik ruht dabei in den Personenverwechslungen und in den Situationen. Die verschrobene Mama beispielsweise himmelt einen Grafen an, der sich schließlich als Weinreisender entpuppt. Ist der Autor besonders reich, sozulegen in der „Verächwendung der Natur“ gebildet, dann läßt er den wirklichen Grafen noch von dem gemüthlichen Papa wie einen Weinreisenden abgelanzelt werden. Der schüchtern Liebhaber stottert in seiner Unbeholfenheit etwas von Liebe, das eine alte Jungfer auf sich bezieht. Der flotte Liebhaber trifft mit dem lebenslustigen Papa in einer allzu fidelen Kneipe zusammen usw. usw. Ist das Publikum nicht mehr naiv genug, sich über derartige Dinge aufzuregen, wird das Ragout durch einen pikanten Zusatz schmackhafter gemacht. Hier giebt es nur ein ewiges, unvergängliches Motiv: den Ehebruch. Der Ehebruch gilt in der bürgerlichen Welt im allgemeinen ja als verwerflich. Man muß ihn aber doch von Herzen lieben, da die Amüseure des Publikums (die ihre Auftraggeber kenne müssen) ihn so fleißig benutzen. Ein Mann, der in Begleitung seiner Frau reist, und im Hotel mit einer früheren Geliebten zusammentritt, ist ein Gemälde menschlicher Leidenschaften, das stets der höchsten Bewunderung sicher ist. Neuerdings greifen die schlechten Lustspielschreiber auf Kreise über, die man sonst zu den besseren rechnete. Zuletzt hat Otto Ernst in seinem „Flachsmann“ eine leichte Familienblatt-Geschichte zusammengefabelt, die durch das Progen mit Gesinnungsfestigkeit nur noch unangenehmer wird. Der breite Erfolg, den er gehabt hat, läßt darauf schließen, daß die Menschen anspruchlos werden, wenn sie in Massen zusammen kommen. Auch im Parlament erregt ja schallende Heiterkeit, was am Viertisch kaum ein melancholisches Lächeln hervorgerufen würde.

Man muß an dieses allgemeine Lustspielereid denken, wenn man die erlösende Wirkung begreifen will, die Hauptmanns „Biberpelz“ bei seinem Erscheinen ausübte. Es war endlich einmal wieder eine ehrliche Dichtung, die sich nicht vom Leben entfernte, um in der Rindestufe Weisheit zu finden. Es war endlich einmal wieder ein Poet, der Menschen zeigte, und kein „Bühnenschriftsteller“, der die bekannten Typen zu einem neuen Arrangement zusammenschob. Es war endlich einmal wieder eine Komödie, in der wirklich ein humoristisches Motiv steckte. Die „Bühnenschriftsteller“ von Kogebue bis auf Otto Ernst glauben in ihres Herzens Einsicht, daß eine Geschichte, die gut ausgeht und mit allerhand Späßen verbrämt ist, bereits ein Lustspiel sei. Analog dieser geistreichen Definition wäre eine Geschichte, die schlecht ausgeht und thränenreich vorgetragen wird, eine Tragödie. Nur muß aber in der Tragödie die Notwendigkeit walten, und in der Komödie ist es keineswegs anders. Wer da glaubt, daß die Komödie

sich von der tragischen Kunstform am ersten dadurch unterscheidet, daß man es in ihr mit der Aesthetik nicht so genau zu nehmen brauche, hat nie auch nur eine Komödie empfunden, geschweige denn, daß er jemals eine wird schreiben können. Sobald in der Tragödie der tragische Untergang zu vermeiden wäre, hört die Tragödie auf und das Reich der unglücklichen Zufälle beginnt. Und wiederum, sobald wir in der Komödie um das humoristische Motiv auch ohne die Befreiung des Lachens oder Lächelns herumkommen, hört die Komödie auf und das Reich der willkürlichen Einzelspässe beginnt. Die humoristische Notwendigkeit ist genau so zwingend wie die tragische. Erst wenn wir um einen Charakter gar nicht anders herumkommen, als indem wir uns vor seinen Widersprüchen in das Reich des Humors flüchten, haben wir es mit einem humoristischen Charakter zu thun. Daß ein Mensch dann und wann zum Lachen Veranlassung giebt, macht ihn noch lange nicht zu einer humoristischen Natur im Sinne der Komödie, wie ja auch einzelne Unglücksfälle den Menschen noch lange nicht zu einer tragischen Natur machen. In beiden Fällen wollen wir vor der unerbittlichen Notwendigkeit stehen. Davon haben die wenigsten Komödienschreiber eine Ahnung. Hauptmann aber hat davon nicht nur eine Ahnung, sondern in seinem „Viberpelz“ steckt tatsächlich ein humoristischer Charakter (nämlich die „Wolffen“)-und das unterscheidet allerdings die Differenz in ihrem innersten Wesen, sozusagen grundfänglich von dem landläufigen Schund, der uns gewöhnlich belästigt.

Im ersten Akt spürt man deutlich eine Schwäche der Hauptmannschen Dramen, die ihnen gefährlich werden kann. Insofern gefährlich, als sie in gewissen Partien sehr schnell der Zeit zum Raube fallen werden, die Milieuzeichnung ist im ersten Akt sehr verbläht. Zum Teil liegt das natürlich an der Aufführung. Sobald die Dichtung das „Deutsche Theater“ verläßt, um in die weite Welt zu gehen, fällt ein Teil der Milieuzeichnung weg, kommt abends in der Darstellung einfach nicht zur Geltung. Das ist schon eine recht böse Sache und sollte jedem eine Mahnung sein, das Milieu in die bescheidene Rolle eines stimmunggebenden Moments zurückzudrängen. Es kommt aber noch ein anderer Umstand hinzu. In den Anfängen des Materialismus war die breite sorgfältige Milieuzeichnung etwas Neues. Man interessierte sich dafür, hörte aufmerksam hin und kam so auf seine Kosten. Inzwischen ist die Sache aber alt geworden und da sie an sich unbramatisch ist, entstehen im Drama tote Partien, die nicht angenehm sind. Der Reiz der Neuheit ist hin.

Der eigentlichen Wert des „Viberpelzes“ macht der Charakter der „Wolffen“ aus. Sie ist im Grunde eine geschickte, strebsame, fleißige Frau, aber es läßt sich nicht leugnen, — sie stiehlt. Daß das ein Fehler ist, muß jeder zugeben. Andererseits aber hat man an ihrem ledigen Wesen so viel Freude, daß man ihr unmöglich gram sein kann und so sprengt man den ganzen Widerspruch in die Luft, indem man lacht. Mit der Gestalt der Wolffen wird nur und ausschließlich der Humor fertig — das eben ist ihr Wert und ihr künstlerischer Rang. Zum Erfolg des Stücks hat eine zweite, ebenfalls sehr gelungene Gestalt beigetragen — der Amtsvorsteher Herr v. Behrhan. Hauptmann geißelt hier einen Typus, der in neuen deutschen Reich sehr häufig vorkommt — den „schneidigen“ Beamten, der den Leuten „die Kandare“ anlegen will und eins der höchsten Güter der Nation in der Kleinlichen Chilianierung der Opposition sieht. Daß dieser „schneidige“ Herr von dem Mutterwib der Wolffen in so prächtiger Weise dupliert wird, bildet nicht den geringsten Reiz der Komödie. Aber auch sonst sind eine Reihe von hübschen Gestalten vorhanden, so der schwerfällige Mann der „Wolffen“, der trafehlsüchtige freisinnige Rentier Krüger, der biedere verschnappte Amtsdienner usw. Die Aufführung in der „Freien Volksbühne“, der ich leider nicht bis zum Schluß beiwohnen konnte, setzte im ersten Akt etwas matt ein. Der zweite strahlte aber schon in viel frischeren Farben und die Besetzung der Hauptrollen schien mir einen lustigen Verlauf der Vorstellung zu verbürgen. —

Kleines Feuilleton.

— **Oliben-Manna.** In der Gegend der Bibanberge (Ngier) giebt es bei Manukoh eine ziemlich große Anzahl von Olibenbäumen, welche im Sommer eine beträchtliche Menge Manna absondern. Die Eingeborenen nennen dieses Manna, welches Trabant vollkommen identisch mit dem gewöhnlichen, arzneilich verwendeten Eschen-Manna fand, Olibenhonig. Die Bäume, von deren Rinde und größeren Ästen das Manna abfließt, sind offenbar krank; es scheint, als wenn sich der Saft unter Einwirkung eines Krankheits-erzeugers an den wunden Stellen gänzlich in Mannaquader verwandelt. Es bilden sich weite, krebsartige Wunden, die das nackte Holz zeigen. In dessen heißen solche Wunden und andre öffnen sich, wobei das Holz sich schwärzt. Die von der Krankheit angegriffenen Bäume reifen inzwischen Früchte und bleiben ziemlich kräftig; wenn man sie fällt, findet man ein sehr dichtes, schwarz geadertes Holz, welches vielleicht zu Kunstarbeiten Anwendung finden könnte. Trabant glaubt, daß der Aufschlußstoff, für den er eine vielleicht im Combinirten lebende Bakterie ansieht, durch Grillen oder andre Insekten übertragen werde. Nach einer Analyse von Wattandier enthält das Oliben-Manna

52 Prozent Mannit, 7,8 Prozent glasförmigen, reduzierenden Zuder, 9,3 Prozent durch Alkohol fällbare Substanz und 13 Prozent Wasser. Den Rest bilden Trümmer von Insekten, Rindenteile und andre Verunreinigungen. — („Prometheus.“)

Musik.

Häufig geschieht es, daß ein Kunstwerk einen geschichtlichen oder in eine bestimmte Geschichtsperiode verlegten Stoff im Gewand einer andern geschichtlichen Zeit vorführt. So etwa, wenn griechische oder römische Personen im Milieu der Rokokozeit dargestellt werden, oder wenn biblische Stoffe in alldentlichem Gewand erscheinen. Ein musikalisches Drama wird es nicht leicht haben, einen historischen Gegenstand auch im Sinne der Tonformen der betreffenden Zeit zu behandeln; hier wird wohl — was ja keineswegs unhistorisch ist — die gegenwärtige Musik die passendste Formensprache sein. Statt dieser kann aber unfreiwillig auch eine veraltete Kompositionsweise bemittelt werden, um einen Stoff einzuleiden, der hinwiderum noch ein paar Generationen hinter der Zeit dieser Weise liegt. Rokokospiel mit Musik aus der um hundert Jahre später liegenden Zeit des Gesangs unsrer Großeltern, der gefühllos-gefühlvollen Cantilane dididi di-di-di-di — das war das Kennzeichen und wohl auch das einzig Interessante an einer einaktigen Operette, die Sonntagnachmittags im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater herauskam. Sie heißt „Das Medaillon“ und dreht sich darum, daß der Liebhaber, um von der Herzogin die Einwilligung zur Heirat mit seiner Geliebten zu erreichen, jener ein Medaillon zeigt, auf dessen einer Seite die Geliebte gemalt ist, und dessen andre Seite aus einem Spiegel besteht; die Herzogin faßt das Medaillon unrichtig an, erblickt sich selbst und fühlt nun eine Gemeinheit gegen sich begangen, bis endlich die Sache aufklärt wird. Dies alles ist in einem unoriginellen, doch bequem einwirkenden Singiang von jener erwähnten Art getanzt. Einen Meister- und Mustergesang gab die Aufführung gerade nicht. Doch war der äußere Erfolg recht lebhaft. Walter Mortier heißt der Komponist, und als Librettist fungierte der bewährte Textmacher Victor Léon. — Dem Einakter folgten, als eine wahrhaft musikalische Erholung, der 2. und 3. Akt der „Fledermaus“, eine der vielen Vorstadt-aufführungen dieses Zugtücks. Einen solchen Anstand von der königlichen Oper, was Mangel an Feinheit und Durcharbeitung betrifft, sollte man dem doch dem aus hoher Kunst und tiefer Kultur zusammengesetzten Haus unter den Linden nicht einräumen. —

Humoristische.

— **Raid.** Wirt (den meteorologischen Bericht in der Zeitung lesend): „An dem Tage, an welchem Sie Ihr 25-jähriges Dienstjubiläum feiern, findet ja auch eine Mondfinsternis statt!“
 Nachtwächter (bescheiden): „Das kann ich aber eigentlich gar nicht verlangen!“
 — **Unzüglig.** „... Und ich bleib dabei: das viele Biertrinken macht den Menschen dumm!“
 „Z merk' an mir no' nig: an' Jeden kann's halt net so an, wie Eahna!“ —

Notizen.

— „Die Gesellschaft“ ist am 1. April in den Besitz des Münchner Schriftstellers Wilhelm Weigand übergegangen. Als Redacteur zeichnet Dr. A. Seidl. Die Herausgeber beabsichtigen die „Gesellschaft“ wöchentlich erscheinen zu lassen und sie zu einem Centralorgan vorwiegend süddeutscher Kunst- und Kulturinteressen zu gestalten. —
 — Ferdinand Bonn wird nächsten im Schiller-Theater in Spiens „Kronpräsidenten“ und Shakespeares „Der Kaufmann von Venedig“ gastieren. —
 — Gerhart Hauptmann arbeitet gegenwärtig an einer Komödie „Der rote Hahn“. Das Stück ist eine Fortsetzung des „Viberpelzes“. Dieser zweite Teil endet mit dem Tode der Waschfrau Wolffen; auch Behrhan spielt eine Rolle in dem Stück. —
 — Ennas neue Oper „Hirtin und Schwornsteinseger“ erzielte bei der Erstaufführung in Kopenhagen einen starken Erfolg. —
 — Richard Wagners „Siegfried“ wird Anfang nächsten Jahres in der Pariser großen Oper mit Jean de Reszke und Am. Alts in den Hauptrollen zur Aufführung gelangen. —
 — Eine Ausstellung der Sammlung Felix König wird am Mittwoch im zweiten Cornelius-Saale der Nationalgalerie eröffnet. —
 — Im Museum für Völkerkunde ist eine Sammlung japanisch-buddhistischer Bildwerke zur Ausstellung gelangt. —
 — Die an den bewaldeten Ufern des Victoria-Nhanga früher in Massen vorkommende Gen-Antilope ist fast ausgerottet. Ebenso befürchtet man, daß eine am Victoriasee noch häufiger vorkommende, sonst jedoch höchst seltene Otternart Fisi madji (Hyäne des Wassers), deren Fell zu den kostbarsten gehört, bald aussterben wird, da die Nachstellungen nach diesem wertvollen Tier fortwährend zunehmen. —